

The background of the cover features several blue pencils arranged in a Star of David (Magen David) pattern. The pencils are oriented in various directions, creating a complex geometric design. The tips of the pencils are sharpened and point towards the center of the star.

**KURT
OESTERLE**

Eine Stunde ein Jude

**GESCHICHTEN
GEGEN ANTISEMITISMUS**
VON JOHANN PETER HEBEL
BIS RICARDA HUCH
UND FRANZ FÜHMANN

HIRZEL

Kurt Oesterle
Eine Stunde ein Jude

»Eine Stunde ein Jude«
Geschichten gegen
Antisemitismus
Von Johann Peter Hebel
bis Ricarda Huch
und Franz Fühmann

Herausgegeben und erläutert
von Kurt Oesterle

HIRZEL

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der
Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im
Internet unter <https://portal.dnb.de> abrufbar.

Jede Verwertung des Werkes außerhalb der Grenzen des Urheberrechts-
gesetzes ist unzulässig und strafbar. Dies gilt insbesondere für Übersetzungen,
Nachdruck, Mikroverfilmung oder vergleichbare Verfahren sowie für die
Speicherung in Datenverarbeitungsanlagen.

1. Auflage 2021

ISBN 978-3-7776-2921-6 (Print)

ISBN 978-3-7776-3057-1 (E-Book, epub)

© 2021 S. Hirzel Verlag GmbH

Birkenwaldstraße 44, 70191 Stuttgart

Printed in Poland

Lektorat: Sabine Besenfelder, Tübingen

Einbandgestaltung: Christiane Hemmerich, Tübingen

Satz: Satzpunkt Ursula Ewert GmbH, Bayreuth

Druck und Bindung: Drukarnia Dimograf, Bielsko-Biała

www.hirzel.de



Inhalt

Vorwort	7
I Johann Peter Hebel, Glimpf geht über Schimpf	19
<i>Kalendergeschichte (1813)</i>	
II Wilhelm Hauff, Jud Süß	29
<i>Novelle (1827)</i>	
III Annette von Droste-Hülshoff, Die Judenbuche	51
<i>Novelle (1842)</i>	
IV Gotthold Ephraim Lessing, Die Juden	77
<i>Lustspiel (1749)</i>	
V Friedrich Hebbel, Judith	93
<i>Tragödie (1840)</i>	
VI Adalbert Stifter, Abdias	113
<i>Erzählung (1842)</i>	
VII Ferdinand Gregorovius, Der Ghetto und die Juden in Rom ...	133
<i>Historische Reportage (1870)</i>	
VIII Ricarda Huch, Das Judengrab	149
<i>Erzählung (1905)</i>	
IX Ludwig Ganghofer, Der laufende Berg	171
<i>Roman (1899)</i>	
X Gertrud von le Fort, Die Tochter Jephthas	193
<i>Erzählung (1964)</i>	
XI Johannes Bobrowski, Levins Mühle	213
<i>Roman (1964)</i>	
XII Franz Fühmann, Das Judenauto	235
<i>Erzählung (1962)</i>	
XIII Friedrich Dürrenmatt, Abu Chanifa und Anan ben David	255
<i>Gleichnis (1976)</i>	
Liste der zitierten Texte	291
Der Autor	292

Vorwort

»Man muss etwas tun gegen Antisemitismus!« Mit dieser Forderung sind in Zeiten wie den jetzigen so gut wie alle einverstanden. Auch wenn sie einen dabei anschauen, als wollten sie sagen: »Aber wieso ich?« Antisemitismus, so scheint mir, ist immer das Problem von anderen, nie das eigene. Wer glaubt, ihn überwunden zu haben, und das sind die meisten, der befindet sich auf der sicheren Seite und darf zum Beispiel über Israel Behauptungen aufstellen, aus denen nicht selten eine offenbar unbewusst gebliebene Judenfeindschaft hervorblitzt – während der Sprecher vor Überzeugung und Überlegenheit nur so strahlt! Ja, Antisemiten sind immer die anderen, doch lässt sich dieses Übel schließlich bekämpfen, und zwar durch Spezialisten, die wir zu unseren Delegierten ernennen. Ich dagegen möchte mit dem vorliegenden Buch jede Einzelne und jeden Einzelnen ermächtigen, sich selbst zu delegieren und sozusagen ihr eigener Antisemitismusbeauftragter zu werden. Und zwar mittels einer Selbstbegegnung beim Lesen, war doch das richtige Lesen stets der kritischen Überprüfung eigener wie fremder Humanität förderlich. Außerdem: Beim Lesen ist in der Regel jede und jeder allein – so allein wie möglicherweise in jener brisanten Situation, die sekundenschnelles Handeln erfordert, sei es mit Worten, sei es mit Taten. Frei nach Rabbi Hillel: *Wer wenn nicht ich, wann wenn nicht jetzt*, ein Spruch, der mir das einzig treffende

Motto zu sein scheint, unter dem sich beherzt gegen Judenfeindschaft eintreten lässt.

Wen also will ich ansprechen? Alle, die sich ansprechen lassen!

Wohl zurecht geht man davon aus, dass manifeste Antisemiten oder Verschwörungstheoretiker, die hinter allem Schlechten »die Juden« argwöhnen, weder Argumenten noch Empathie-Angeboten zugänglich sind. Darum möchte ich versuchen, die »Gelegenheitsantisemiten« zu erreichen, sei es direkt oder auch durch Vertreterinnen und Vertreter des Lehrer-, Journalisten-, Erwachsenenbildner- oder Pfarrerberufs. Unter den »Gelegenheitsantisemiten« befinden sich viele junge Menschen, die Juden gegenüber eher ambivalent und indifferent sind, eher gehässig als hasserfüllt. Diese Gruppe ist in den letzten Jahren ständig gewachsen, und darum hat der Antisemitismus inzwischen in einer Breite wie noch nie seit der Wiedervereinigung die gesellschaftliche Mitte erreicht (Schulen gelten inzwischen als Hotspots zu seiner Verbreitung).

Empathie-Mangel ist eines der Hauptmerkmale auch dieser neu aufgetretenen Judenfeindschaft, weshalb die Forschung inzwischen weniger die klassischen Mittel der verstandesorientierten Aufklärung im Kampf gegen Antisemitismus einfordert als eine »emotionsbasierte Bildung«. Das entspricht ganz und gar auch meiner Beobachtung, wenn ich mit Vorträgen oder zu Lesungen unterwegs bin. Daher meine Idee, Geschichten *gegen* Antisemitismus zu präsentieren, allerdings nicht in einer reinen Textanthologie, sondern mit zurückhaltenden, keineswegs den Leser oder die Leserin gängelnden Kommentaren, die auf dem Wissensstand heutiger Zeitgenossen das Phänomen Judenhass in so vielen Facetten wie möglich durchschaubar machen, kürzer: um zeigen zu können, wie diese Feindschaft ästhetisch und emotional *funktioniert*, so etwa am Beispiel einer Fühmann-Erzählung, in der die Psychotricks anerzogenen Judenhasses vor uns ausgebreitet werden wie die Einzelteile eines Uhrwerks.

Zu den »Gelegenheitsantisemiten« zähle ich beispielsweise die nicht gerade dünn gesäten »Unschuldantisemiten«, die sich gern in provozierender Absicht der Grenze zur Judenfeindschaft nähern – und zwar mit der Gewissheit, diese Grenze niemals verletzen zu können, weil sie sich kraft ihrer – meist linken – Weltanschauung, immun fühlen gegen jedweden Antisemitismus. Unter ihnen sind besonders viele »Israelkritiker« anzutreffen, also Leute, die ihre Judenfeindschaft politisch so sehr rationalisiert haben, dass sie diese selbst nicht mehr erkennen.¹

Dann folgen die »Mutprobenantisemiten«, die voller Trotz ihre Souveränität unter Beweis stellen müssen, indem sie aussprechen, »was man als Deutscher nicht sagen darf«, weil der philosemitische Zeitgeist es angeblich verbietet; bei ihrem »Tabubruch« zittern sie gern vor Kühnheit, nicht selten auch im Rampenlicht. Dennoch – ganz erstaunlich! – sind ringsherum weit mehr judenfeindliche als judenfreundliche Äußerungen zu hören, von Tabus kann also die Rede gar nicht sein. Diesem Typus eng verwandt sind die »Wutantisemiten«, die wild aufschäumen, wenn sie sich

1 Wo Kritik an Israel antisemitisch wird, lässt sich übrigens recht klar bestimmen: Man kann dazu im Internet die »Arbeitsdefinition Antisemitismus« zu Rate ziehen oder die »Handreichung zum Umgang mit Antisemitismus an Schulen«. Laut Umfragen sind demnach vierzig Prozent der Deutschen »israelbezogene Antisemiten«, weil sie unter anderem dem Satz zustimmen: »Bei der Politik, die Israel macht, kann ich gut verstehen, dass man was gegen Juden hat.« Die »drei Ds« – Dämonisierung, Delegitimierung, Doppelstandards – gelten als verlässliche Kriterien, vermeintliche »Israelkritiker« als Judenfeinde zu entlarven. Wer an Israel allerdings Kritik übt, »die mit der Kritik an anderen Ländern vergleichbar ist«, kann nicht als Antisemit betrachtet werden.

Ein persönliches Kriterium für judenfeindliche Tendenzen von »Israelkritik« – in vielen Jahren immer wieder beobachtet – sei noch angefügt: die Unfähigkeit, sie ohne wutverzerrtes Gesicht und gehobene Stimme vorzutragen. Außerdem wird von Verleumdern Israels in aller Regel vollkommen ausgeblendet, dass es sich bei diesem Staat um einen funktionierenden demokratischen Rechtsstaat und nicht um einen »Unrechtsstaat« handelt. Der mit Abstand monströseste Satz, den ich gegen Israel und seine Palästinenser-Politik gehört habe, lautet unvergesslich: »Die Juden haben aus Auschwitz nichts gelernt!«

wieder einmal selbst erfolgreich eingeredet haben, dass man als Deutscher wegen Auschwitz über so viele Jahrzehnte an sich halten musste und »jüdische Machenschaften« oder »israelisches Unrecht« nicht lautstark anprangern durfte; dank ihnen ist es nun aber endlich soweit ... Ebenfalls hierher gehören die »Grenzverschiebungsantisemiten«, die es lieben, mehrdeutig zu reden und ruhig abzuwarten, wie eine – mal kleinere, mal größere – Öffentlichkeit sich um den Sinn ihrer Rede balgt, sei es im Internet, sei es im Fernsehen. Gleich, wie es für sie ausgeht, am Ende haben sie die Grenze des Sagbaren wieder einmal zu Ungunsten der Juden verschoben. Und schließlich fallen mir noch jene geradezu methodisch verfahrenen Ignoranten und Ignorantinnen ein, die den Antisemitismus für bloße Einbildung halten und weder davon hören noch davon reden wollen – so, wie bereits ihre Vorfahren von Entrechtung, Verfolgung und Deportation der Juden nicht das geringste bemerkt haben.

Ein weiterer Typus, für den mir allerdings kein Name zur Hand ist, wäre eine zweite Art von *hartnäckig Schweigendem*, der seine eigene Haltung zu Juden und Judenfeindschaft nicht kennt und auch nicht kennen will. Er oder sie äußern sich grundsätzlich nicht dazu, und zwar weil sie nicht wissen, was dazu aus ihnen herausbrechen würde. Sie fürchten das falsche Wort, das sie entlarvt; sie haben Angst vor dem Unentdeckten, das in ihnen schlummert und sie beim Sprechen verraten könnte als Teilhaber – und sei es wider Willen – des ganzen scheußlichen, aus der Vergangenheit auf sie eindringenden Antisemitismus-Komplexes. Es graut ihnen schlicht davor, dieses entsetzliche Erbe auch in sich selbst entdecken zu müssen, falls sie das Wort ergriffen; darum bleiben sie stumm, sozusagen nach außen *und* nach innen. In meiner Generation hat es einst viele dieser hartnäckig Schweigenden gegeben, und ich fürchte, für einige Zeit – vor allem in der Jugend – selbst zu ihnen gehört zu haben. Der beste meiner Lehrer, Hartmut

Durst (1936-2017), hat mich aus dieser Schweigefalle befreit, indem er mir zu lesen gab – Celans »Todesfuge«, Frischs »Andorra«, Peter Weiss' »Meine Ortschaft« (womit Auschwitz gemeint ist) –, um mich anschließend zum Reden darüber zu bringen, mit allerhand Fragen, Ermutigungen, auch Provokationen. So hat er mir die Angst vor der Selbstbegegnung genommen. Wer weiß, welche Haltung das verstockte, angstgeladene Schweigen schließlich aus mir hervorgetrieben hätte, wenn es nicht gebrochen worden wäre. Dafür danke ich meinem Lehrer – und der Poesie, die er mir »verordnet« hat.

Wie massenhaft antijüdische Ressentiments sich in der oder jener Gestalt inzwischen wieder Luft verschaffen und die gesellschaftliche Atmosphäre verpesten, lässt sich mit Entsetzen nachlesen in Juna Grossmanns »Schonzeit vorbei. Über das Leben mit dem täglichen Antisemitismus« – ein wahres Gruselkabinett zeitgenössischer Vorurteile!

Angesichts einer so mächtig wiedererstarkten Judenfeindschaft wächst die schmerzliche Vermutung, dass sämtliche Vorkehrungen des Anti-Antisemitismus der nachkriegsdeutschen Gründerjahre keineswegs einen grundstürzenden Wandel eingeleitet haben. Offenbar sind sie allenfalls Produkte der Umerziehung und der erzwungenen Neuorientierung gewesen, ganz offensichtlich besaßen sie nicht die Kraft, tiefer, breiter und umfassender zu wirken, etwa indem sie Trauer um und Empathie für die Opfer befördert hätten. Die Kraft, die *dagegen* wirkte, muss auf Dauer stärker gewesen sein, so etwa jenes kulturell verankerte Mitleidsverbot, das in diesem Buch mehrmals zur Sprache kommt, oder auch jene »regressiv-allergische« Abwehrhaltung, die einst der Pädagoge Hans-Jochen Gamm erkannt hat und die sich einer eingehenderen Selbstbesinnung verweigerte, weil der »Beklommenheitsstress« angesichts kaum vergangener deutscher Untaten,

wie Gamm seinerzeit meinte, nur schwer erträglich war. Wie auch immer – für mich jedenfalls ist es höchst irritierend, dass in einer Bildungsgesellschaft wie der unseren – noch nie in der Geschichte besaßen so viele Deutsche so viel höhere Bildung! – antisemitische Feindseligkeit aller Schattierungen wieder derart wachsen, gedeihen und ausufern konnte wie in den letzten Jahren. Also weit und breit kein zu vernachlässigender »Nano-Antisemitismus«, um einen erst jüngst geprägten Begriff zu verwenden ...

Manchmal beschleicht mich sogar der trübe Gedanke, dass beinahe alles, was hierzulande nach 1945 gegen Antisemitismus unternommen wurde, nur geschah, um den wirtschaftlichen, politischen und kulturellen Standort wieder aufzupolieren – unter dem Motto: Wir haben Hitler überwunden, ihr könnt wieder Umgang mit uns pflegen und Geschäfte mit uns machen! Ich möchte diesen Gedanken keinesfalls wahrhaben; doch die Leichtigkeit, mit der heutzutage vielen, allzu vielen – auch zugewanderten – Landsleuten antijüdische Ressentiments von der Zunge gehen, spricht be-trüblicherweise sehr dafür, dass er zutrifft.

Doch geht es mir in diesem Buch nicht allein darum, das Funktionieren verschiedener Versionen der Judenfeindschaft durchschaubar zu machen, sondern mindestens ebenso sehr um die Freilegung jener Energien *gegen* Antisemitismus, die in den dargebotenen Texten enthalten sind. Es handelt sich dabei – wie generell bei Kunst und Literatur – um Kräfte, die sich auf das lesende Publikum übertragen und Reaktionen auslösen wollen, und zwar nicht als Aussagen, Begründungen oder Überzeugungsversuche, sondern als Impulse, Reflexe oder gar Initialzündungen. So etwa möchte Lessing in uns die *Lust* wecken, Vorurteile kurzerhand einzureißen, so wie Gertrud von le Fort (übrigens in einer Pandemiegeschichte) von uns erhofft, lediglich auf Grund einer jähen *Phantasieleistung* über nicht ganz ungefährliche Grenzen zu springen, so wie Johann Peter Hebel von uns wünscht, angesichts

von Unmenschlichkeit unerwartet und *ohne große Vorüberlegung* zu handeln, um nur drei Beispiele zu erwähnen. Die ästhetische Kategorie der Plötzlichkeit – hier soll sie einmal nicht dem Schrecken und der Einschüchterung dienen, sondern dem Guten und Befreienden. Möge sie kathartisch wirken ... Da also Bildung als reiner Verstandes- und Vernunftappell keine ausreichende Waffe gegen Antisemitismus zu sein scheint, wende ich mich ans dichterische Wort, das uns vielleicht mit ganz und gar anderen Kräften in die hellwache Bereitschaft versetzt, schlechte Realitäten gleichsam ohne Rückfrage – so spontan wie couragiert – zu überschreiten.

Apropos Dichtung: Keiner der aufgegebenen Texte, weder der älteste noch der jüngste, gehört der Vergangenheit an – so wie alle Poesie sind sie von andauernder Präsenz, nichts an ihnen ist veraltet, schon gar nicht vor einem Phänomen mit Namen Judenfeindschaft, das seit Jahrhunderten fort- und fortbesteht und gar nicht daran denkt, zu vergehen, auch wenn es sich immer wieder – und sei es zu Tarnzwecken – im jeweils neuesten Zeitgeist verpuppt. Vor solch einer ungeheuerlichen Zeitstrecke müsste es den Heutigen doch gelingen, wenigstens *eine Stunde ein Jude* zu sein und einen imaginären Rollentausch vorzunehmen, frei nach dem empathischen Motto, das ich mir zum Titel genommen und dazu bei dem schwäbisch-jüdischen Dorferzähler Berthold Auerbach ausgeliehen habe. (Näheres dazu gleich im ersten Kapitel.)

In der deutschen Literatur gibt es – leider! – weit mehr judenfeindliche Texte als judenfreundliche: Von 13 aber bin ich der Überzeugung, dass sie im gewünschten Sinne wirken, und alleamt stammen sie von nicht-jüdischen Autorinnen und Autoren, die die Perspektive der Mehrheitsgesellschaft einnehmen, aus der der Antisemitismus ja auch kommt. Sie decken einen Zeitraum von rund zwei Jahrhunderten ab, von der Frühemanzipation bis nahezu in die Gegenwart. Die meisten Epochen deutscher Gesell-

schaftsentwicklung sind somit vertreten, und auch ein Großteil der Bevölkerungsschichten, in denen der Antisemitismus auf jeweils unterschiedliche Art seine Macht entfaltet hat, ist angesprochen. Auch habe ich die einzelnen Texte – es sind überwiegend epische, aber auch zwei dramatische –, so ausgewählt, dass in ihnen immer neue, andere Aspekte des antijüdischen Ressentiments zur Sprache kommen, dass vor allem aber die literarischen Versuche, diese Ressentiments mit ästhetischen Mitteln zu entkräften, so vielfältig wie möglich ausfallen. Selbst *nach* Auschwitz beruht der Antisemitismus nach wie vor auf krampfhaft entschlossener Empathie-Verweigerung, auch Israel gegenüber. Wie man sie unterlaufen könnte, soll Dürrenmatts gewagt-dialektisches Unterfangen vor Augen führen, das dem jüdischen Staat ganz und gar die Treue hält, ohne das palästinensische Anliegen zu verraten.

Auch sind, so hoffe ich, in diesem Buch ein paar staunenswerte Entdeckungen zu machen. So etwa, dass Wilhelm Hauff in seiner den deutschen Judenhass im Zeitalter der Emanzipation wesentlich erneuernden und verschärfenden Novelle *Jud Süß* wohl ganz und gar *gegen* seinen Willen einige Abschnitte unterlaufen sind, die auf eine Empathie und Verständnis fördernde Weise tiefen Einblick in jüdische Seelenlagen beim Ringen um Gleichheit und Anerkennung geben. Oder auch die viel zu lange schon vergessene reportagehafte Erzählung des Schriftstellers und Historikers Gregorovius, der am Beispiel des ältesten europäischen Ghettos, des römischen, die soziale und psychische Lage der Juden vollkommen unaufdringlich als Maßstab für eine universelle Humanitätsentwicklung auf dem abendländischen Kontinent etabliert. Nicht minder jedoch, dass Stifter in seiner Geschichte des Nordafrikaners Abdias, der im abweisenden Böhmerwald Landbau betreibt, das Judentum in einer Art zweiten – poetischen – Schöpfung samt und sonders dem »sanften Gesetz« unterstellt, das für alle Menschen gelten sollte. Oder, womöglich die größte

Verblüffung, dass der längst als Nationalist und Militarist erlebte bayerische Volkserzähler Ganghofer ein ausgesprochener Judenfreund war und mit seinem Geldverleiher Rufel eine Figur erfand, die während der Gründerzeit durchaus das Zeug gehabt hätte, antisemitischen Klischees den Garaus zu machen oder sie doch zumindest einzudämmen. All diese und noch ein paar andere Entdeckungen sind auf den folgenden Seiten möglich, sie können gut und segensreich wirken, mit der bewegenden, ja überwältigenden Kraft des Ästhetischen – obwohl man sämtliche hier versammelten dichterischen Anstrengungen durchaus auch als gescheitert betrachten darf, da es ihnen in ihrer jeweiligen Entstehungszeit nicht gelungen ist, die Macht des Ressentiments entscheidend zu brechen und der heraufziehenden Katastrophe wirksam entgegenzuarbeiten.

Womit fast schon die Frage nach der *heutigen* Wirkung gestellt wäre, mit anderen Worten: Was darf, was kann, was soll man von einem Buch wie diesem erwarten, zumal die Macht des gelesenen Wortes gegenwärtig im Schwinden begriffen ist und Anstöße zu fortgeschrittener Selbstreflexion immer seltener im Medium des Literarischen gesucht werden!? Literatur soll heute doch vor allem unterhalten – schon lange ist sie kein Spiegel mehr, in dem ein nennenswerter Teil der Leserschaft kritische oder auch selbstkritische Reflexe finden will. Wem meine Hoffnungen auf die Macht des Ästhetischen jedoch zu kühn und hochfliegend erscheinen, den überzeugt vielleicht das folgende Minimalprogramm mehr; ich habe es unter geringen Modifikationen von Melvin M. Tumin übernommen, einem in den sechziger Jahren vor allem in den USA höchst einflussreichen Theoretiker und Praktiker des Antirassismus aus der Tradition pragmatischen Philosophierens. Tumins Thema (in dem Sammelband »Vorurteile: ihre Erforschung und ihre Bekämpfung«, 1964) sind »Einstellungsänderungen«. Er fragt nicht: Wie können wir die Welt verändern? Sondern: Wie können

wir – innerhalb der Welt, so wie sie ist –, Einstellungen, Haltungen und Äußerungen verändern? Dazu empfiehlt er, »gegengewichtiges Material« einzusetzen, um dem Träger von Ressentiments sein (Vor-) Urteil so schwer wie möglich zu machen; in Tumins Worten: »so dass er von nun an mehr und andere Dinge bei der Gestaltung seines endgültigen Verhaltens berücksichtigen muss«. Mit dem Ziel, die Glaubwürdigkeit einer rassistischen oder antisemitischen Annahme »wenigstens einen Augenblick« anzuzweifeln. Erhofft wird somit eine langsame, aber stetige Schwächung des Vorurteils – steter Tropfen höhlt den Stein. Für weit aussichtsloser hält Tumin hingegen den Versuch, ganze Elemente einer Einstellung zu entfernen und durch andere zu ersetzen, zumal Einstellungen für ihn »eine Gesamtheit von komplexen Orientierungen in einer Art Gleichgewichtssystem« sind. Alles in allem ein skeptischer, ein defensiver Ansatz, doch immerhin glaubt dieser Autor noch, darauf bauen zu können, dass Individuen grundsätzlich irrtümlich sind. Mit dem narzisstisch verblockten, unerreichbaren Realitätenleugner, der rational und irrational nicht einmal mehr ansatzweise unterscheiden kann, hatte er offenbar noch nicht zu rechnen, jedenfalls nicht in größerer Zahl.

»Gegengewichtig« wirkt nach Tumin besonders die »Verbreitung der Wahrheit« über jene mit Vorurteilen und Ressentiments traktierte Minderheit, und zwar um ein positives Bild von ihr zu zeichnen und Sympathien zu ihren Gunsten zu wecken. Von gutgemeinter Propaganda ist dabei freilich abzusehen. So scheint es ihm möglich, die aus »stereotyper Wahrnehmung« bezogenen Gewissheiten zu unterminieren und die Sicherheit, mit der sie öffentlich vorgetragen werden, zu erschüttern. Wenn dazu noch »negative kulturelle Sanktionen« gegen Antisemiten kommen und der Gesetzgeber sie in schwereren Fällen auch strafrechtlich bedroht, darf man vielleicht mit – wenngleich bescheidenen – Erfolgen rechnen. Denn: »In jeder Bevölkerung werden wenigstens *einige*

dadurch in Schach gehalten, dass sie sich die Unwahrheit dessen, was sie sagen, vergegenwärtigen.« Und in der Folge nimmt vielleicht sogar die Intensität ihrer Feindseligkeit ab oder sie fangen an, nunmehr unter Druck geraten, in ihrem Inneren einen Kampf um die eigene Einstellung auszufechten. Wie gesagt – ein Minimalprogramm, Aufklärung für Herz und Hirn in kleinen Schritten, die ich indessen nicht gering achte, sondern der einiges an Nachhaltigkeit zuzutrauen ist.

Zum Aufbau der Kapitel wäre noch zu sagen: Jedes beginnt mit einem ausführlichen Textzitat, in der Regel umfasst dieses Zitat ein paar wenige, aber repräsentative Seiten aus einer größeren Texteinheit wie Roman oder Theaterstück; nur einmal, im ersten Kapitel, war es möglich, die behandelte Kalendergeschichte vollständig zu übernehmen, weil sie kurz genug ist. Darauf folgt ein Abschnitt mit Wort- und Sacherläuterungen. Beabsichtigt ist jeweils eine lockere Abfolge aller Textbausteine, die ein leichtes und flüssiges Lesen ermöglichen soll. Auch Fakten aus der Entstehungs- und Wirkungsgeschichte sind, soweit nötig, eingearbeitet. Desgleichen noch Wissenswertes zum Verhältnis des jeweiligen Autors oder der Autorin zu Juden und Judentum, wenn sie oder er sich dazu beispielsweise in Briefen, Gedichten, Aufsätzen oder Interviews geäußert haben sollten. Wiederum abgesetzt folgt dann der deutende Essay sowie weitere – hoffentlich hilfreiche – Textzitate, die das Gesamtbild vervollständigen oder zumindest erweitern. Wichtiger als ein streng formierter Aufbau mit Überschriften, Zwischenzeilen oder unzähligen Fußnoten war mir eine Gesamtgliederung, die der Freiheit und der Vorstellungskraft von Leserinnen und Lesern so wenig Zwang auferlegt wie möglich. Mit jedem der 13 Kapitel wollte ich eine Art Montage-Essay schaffen, der sich erst beim konzentrierten und inspirierten Lesen zu einem Ganzen fügt.

|

Johann Peter Hebel

Glimpf geht über Schimpf

Ein Hebräer, aus dem Sundgau, ging jede Woche einmal in seinen Geschäften durch ein gewisses Dorf. Jede Woche einmal riefen ihm die mutwilligen Büblein durch das ganze Dorf nach: »*Jud! Jud! Judenmauschel!*« Der Hebräer dachte: Was soll ich tun? Schimpf ich wieder, schimpfen sie ärger, werf ich einen, werfen mich zwanzig. Aber eines Tages brachte er viele neugeprägte, weißgekochte Baselpappen mit, wovon fünf soviel sind als zwei Kreuzer, und schenkte jedem Büblein, das ihm zurief: »*Judenmauschel!*« einen Rappen. Als er wiederkam, standen alle Kinder auf der Gasse. »*Jud! Jud! Judenmauschel! Schaulem lechem!*« Jedes bekam einen Rappen, und so noch etliche Mal, und die Kinder freuten sich von einer Woche auf die andere und fingen fast an, den gutherzigen Juden liebzugewinnen. Auf einmal aber sagte er: »Kinder, jetzt kann ich euch nichts mehr geben, so gern ich möchte, denn es kommt mir zu oft und euer sind zuviel.« Da wurden sie ganz betrübt, so daß einigen das Wasser in die Augen kam, und sagten: »Wenn Ihr uns nichts mehr gebt, so sagen wir auch nicht mehr *Judenmauschel.*« Der Hebräer sagte: »Ich muß mir's gefallen lassen, zwingen kann ich euch nicht.« Also gab er ihnen von der Stund an keine Rappen mehr und von der Stund an ließen sie ihn ruhig durch das Dorf gehen.



Hebels Geschichte stammt aus dem Jahr 1813. Sie ist eine Kalendergeschichte und war im »Rheinländischen Hausfreund« abgedruckt, einem gut eingeführten und weit verbreiteten badischen Landkalender, mit dem der Autor Volksaufklärung betrieb. Mit zahlreichen, teils ernsten, teils komischen Erzählungen versuchte er darin auch, den Antisemitismus zurückzudrängen. *Glimpf geht über Schimpf* gehört sicherlich zu Hebels Meisterstücken in diesem Genre. Im Großherzogtum Baden besaßen die Juden zwar seit vier Jahren sämtliche staatsbürgerlichen Rechte, in der Gesellschaft allerdings lebten sie nach wie vor als weithin verachtete Minderheit.

Zunächst zu den sprachlichen Besonderheiten:

- *Glimpf* bedeutet hier Milde, Sanftheit, Zurückhaltung.
- *Hebräer* nennt Hebel die Juden, um ihre Würde als biblisches Volk hervorzuheben und ihnen einen Namen zu geben, der sich vom damals vor allem verächtlich gebrauchten Wort *Juden* deutlich absetzt. Er hätte sie auch als *Israeliten* bezeichnen können, denn dieser Begriff kam im Emanzipations-Zeitalter mehr und mehr in Umlauf, wurde sogar offiziell gebraucht und meinte das Judentum als Konfession, als Religionsgemeinschaft. Hebels Absicht, das Jude-Sein als menschliches Leiden in feindseliger Umgebung darzustellen, wäre damit jedoch verfehlt worden.
- Der *Sundgau* ist eine süd-elsässische Region mit einst großem jüdischen Bevölkerungsanteil; um 1800 war dieser Landstrich berüchtigt für antijüdische Ausschreitungen, »Judenrumpel« genannt. Der wandernde Jude, der »in Geschäften« Woche für Woche durch badische Dörfer zieht, dürfte einer der damals häufigen Aufkäufer von allerhand Überbleibseln sein, die in Haushalten und Werkstätten anfielen: Kerzenstummel, Seifenreste, Altmetalle, Lumpen – um sie der Wiederaufbereitung zuzuführen. Mit Sicherheit ist Hebels Wanderer ein armer Mann, der ums Überleben kämpft.

- *Baselrappen* und *Kreuzer* sind gängige Währungen dieser Zeit an den erwähnten Orten.
- *Judenmauschel* war eines der beliebtesten Schimpf- und Hasswörter zu Hebels Zeit. Auch die heute noch – viel zu viel und völlig unbewusst – gebrauchten Abwandlungen »ausmauscheln«, »Mauschelei« oder »Gemauschel« sind Ausgeburten dieses Wortes, das den ältesten Sprachschichten der Judenfeindschaft entstammt. Es geht zurück auf *Mausche* für *Moses* und bedeutet im Grunde: undeutlich und mit (jüdischem) Akzent reden, doch schwingt darin auch die Unterstellung des Betrügerischen mit.
- *Schaulem lechem*, verballhornt für »Schalom alechem«, was eigentlich keine Beleidigung ist, sondern eine jüdische Grußformel, die bedeutet: »Friede sei mit euch!« – also genau das Gegenteil von dem, was die Kinder dem Wanderjuden wünschen. Antisemiten wird einfach alles zur Beleidigung.



Hebel schafft es in seiner Geschichte, dem antisemitischen Ressentiment die Macht zu nehmen, indem er es sozusagen überlistet. Dazu muss er nicht einmal jemanden anprangern – was ihm indes nur gelingt, weil seine Judenfeinde Kinder sind, »mutwillige Büblein«, wie er schreibt, gleichsam Unschuldige, die nicht wissen, was sie tun. So kann er vor Augen führen, dass Antisemitismus erblich ist, nicht genetisch erblich, aber doch sozial und kulturell, und sich bereits im unvernünftigen Nachwuchs einnistet. Judenfeindschaft als Kindergeschichte – allerdings für Erwachsene erzählt, die lernen sollen, ein so hirn- wie herzloses Ritual zu durchschauen. Grad als wolle der Verfasser sagen: Sind wir in unseren blindwütigen Feindschaften nicht alle irgendwie dumme, böartige Kinder?

Die Figur des Juden verblüfft, weil sie ohne Klischees gezeichnet wird. Der Mann ist schöpferisch und einfallsreich, aber kein bisschen ängstlich und geduckt. Er kommt aus dem judenfeindlichen Sundgau, ist an Verfolgung also gewöhnt. Auch besitzt er weder Geiz noch Geldgier, wie es den Juden allzumeist angehängt wird. Im Gegenteil, er erweist sich als überaus freigiebig; erst reizt er die Habgier seiner Peiniger und dann befriedigt er sie auch noch. Um es drastischer zu sagen: Er belohnt die Burschen für ihre Gemeinheit. Und schafft es, ihre Schandtat wie eine Wohltat aussehen zu lassen. Dabei vergrößert er seine eigene Demütigung noch, indem er groteskerweise Geld dafür gibt!

Dieser Vorgang ist keineswegs ein Schwank, er wird nur als solcher erzählt. In Wirklichkeit hat sich hier wohl eher ein Pogrom angebahnt, jederzeit hätte ein Steinhagel über den Juden hereinbrechen können. Doch es geht *glimpflich* aus, und »fast« hätten die Peiniger den Gepeinigten noch ins Herz geschlossen. Wie Kinder eben so sind, grausam und sentimental. Als der Mann für seine Leiden nicht länger zahlen kann, verfallen diese Mitleidlosen in Selbstmitleid und stellen ihre vermeintliche Wohltat beleidigt ein. Was dabei aber genau vor sich geht, bleibt undurchschaut von ihnen. Nur wir, Leserinnen und Leser, durchschauen es. Und erkennen, welch wahnwitzige Absurdität der Antisemitismus eigentlich ist ...

Hebels Geschichte trägt uns über Lächeln und Staunen zu Rührung und Sympathie – für einen gewaltbedrohten Menschen, der sich zu helfen weiß. Kaum merklich hat der Autor uns gezwungen, dessen Perspektive einzunehmen und mit ihm zu leiden. Doch dann fällt uns schließlich das Unwahrscheinliche an dieser Geschichte auf, ihre Weltfremdheit, ihr Mangel an Realismus, denn fast handelt es sich bei dieser Kalendergeschichte ja um eine Wunder-Erzählung. Doch genau von dorthier gewinnt sie ihr utopisches Potential, ihren phantastischen Mut, eine abstoßende Wirk-

lichkeit namens Antisemitismus im Sprung hinter sich zu lassen. Grad als wolle sie sagen: Tu das Unerwartete, wenn du Zeuge von Unmenschlichkeit wirst! Leg ein überdurchschnittliches, bewundernswertes Verhalten an den Tag und nimm anschließend das gute Gefühl mit, dich der Gemeinheit in den Weg gestellt zu haben.

Zu seinen Aufgaben als Kalendermacher zählte es für Hebel nicht allein, Vorurteile mit Verstandesmitteln zu entkräften, sondern ebenso sehr, Energien der Menschenfreundlichkeit in den Alltag einzuspeisen und menschenfreundliche Stimmungen zu erzeugen. Der Kalender als Humanitäts-Generator! Oder anders: Der »Hausfreund« fühlte sich stets für das allgemeine Gesellschaftsklima mitverantwortlich. In *Glimpf geht über Schimpf* hat er sich darin selbst noch übertroffen.



Hebel der Glücksfall! Nicht ein schiefes Wort über die Juden ist ihm zeitlebens entfallen; nur Lessing steht noch so unblamiert da. Doch allein bei Hebel verblüfft es, wie wenig fremd ihm die Juden sind, wie innig vertraut, wie verwandtschaftlich nah.

Der jüdische Dorferzähler Berthold Auerbach, knapp zwei Generationen jünger als sein großes Vorbild, hat in Form einer Kalendergeschichte eine Anekdote überliefert, die der neueren Hebel-Biographik leider abhandengekommen ist. Sie trägt den Titel: »Eine Stunde ein Jude«², und ich habe ihn für dieses Buch übernommen, in programmatischer Absicht, um nämlich auszudrücken, was Antisemiten vor allem fehlt: Empathie, Mitlei-

2 Diese Geschichte wurde nachgedruckt in dem 1984 erschienenen Sammelband: Aus Württembergs jüdischer Vergangenheit und Gegenwart, herausgegeben von Herman Dicker.

dens-Bereitschaft, Einfühlung, Zugewandtheit wenigstens für eine einzige Stunde ...

In Auerbachs Geschichte wird erzählt, wie der zwanzigjährige Theologiestudent Hebel im Jahr 1780 zu Fuß von seinem Studienort Erlangen heimwärts zieht und in Segringen – später nicht umsonst ein berühmter Hebelscher Kalenderschauplatz – für einen Juden gehalten und übel behandelt wird. Segringen ist der Grenzort zu Ansbachischem Gebiet, und Hebel soll »Leibzoll« bezahlen, so wie er für Vieh zu entrichten ist und von reisenden Juden lange eingefordert wurde. Anfangs spielt er, halb belustigt, noch mit; ein Zitat:

»Muß doch auch einmal sehen, wie man als Jude in der Welt lebt, dachte er, und da er die hebräische Sprache gut verstand, sagte er: ›Soll ich vielleicht Judenzoll bezahlen, weil ich Hebräisch gelernt habe? Es ist mir schmeichelhaft, daß Ihr mich für einen so guten Hebräer haltet, als ob ich ein geborner Jude wäre‹, und mit einer pffiffigen Miene setzte er hinzu, ›übrigens bezahle ich nichts, führt mich zum Richter‹. Lächelnd ließ sich Hebel durch die Stadt transportieren, und alles spottete ihn aus und die Kinder schrien hinter ihm drein: ›Hephep!‹³, als ob sie's nach Noten in der Schule gelernt hätten. Hebel aber lächelte und lächelte immer, selbst da noch, als er vor dem einfältigen Richter stand, der ihn sofort mit einer Prügelsuppe bewirten und dann frei beherbergen wollte. Nun fing der Spaß doch an, über den Spaß hinaus zu gehen. Hebel legte seine Universitätszeugnisse und seinen Reisepaß vor. Der Richter stutzte ... mit groben Worten als Reisesegen wurde Hebel entlassen.«

3 *Hephep!*, in Süddeutschland ursprünglich ein Ruf von Viehtreibern, der als Spotttruf gegen die Juden verwendet wurde, angeblich wegen ihrer »Ziegenbärte«, wie das Grimmsche Wörterbuch erklärt; gebildetere Judenfeinde verstanden diesen Ruf als Abkürzung für *Hierosolyma est perdita* – *Jerusalem ist verloren*, um die Juden auch noch in der Verfolgung an ihre Heimatlosigkeit zu erinnern.

Auerbach sieht Hebels Parteinahme für die geplagte jüdische Minderheit in dieser Segringer Verwechslung begründet: Auftakt zu einer lebenslang aktiven Empathie für die Erfahrungen seiner jüdischen Mitmenschen. Einer Empathie, die bis ins Identifikatorische reicht – wie könnte Hebel sonst wohl in einem Brief über sein Daseinsgefühl mitteilen, dass er nichts »Niet- und Nagelfestes auf der Erde« habe und sich als »Schutzbürger« fühle, also wie ein Jude mit beschränktem Wohn- und Aufenthaltsrecht? Doch wohlgemerkt: Mit Hebel wird ein Nicht-Jude zum Opfer von Antisemitismus – besser kann man nicht demonstrieren, wie paradox, wie irrational, wie unbegründet und unbegründbar das antisemitische Vorurteil ist. Einmal mehr wird damit deutlich: Während der Antisemit glaubt, seine Judenfeindschaft sei rein in den Juden begründet, übersieht er, dass sie ausschließlich *in ihm* begründet ist. Ja, um sein Ressentiment auszuleben, braucht er die Juden nicht einmal.

Seinen liebevollsten und staunenswertesten Satz über das Judentum hat Hebel indessen als hochrangiger Schul- und Kirchenmann unter Pseudonym veröffentlicht, im »Sendschreiben« von 1809, als in Baden die Juden-Emanzipation begann. »Was aber den Jesaias⁴ betrifft«, heißt es da, »so behaupte ich nur so viel, daß, wer ihn vom vierzigsten Kapitel an lesen kann und nie die Anwendung des Wunsches fühlte, ein Jude zu sein, sei es auch mit der Einquartierung alles europäischen Ungeziefers ein Betteljude, der versteht ihn nicht ...«

Die Juden zu verteidigen war für Johann Peter Hebel keine bloße Aufklärer-Pflicht, sondern eine Herzensangelegenheit. Und manchmal scheint es, als habe bereits *er* in der Judenfeindschaft die Grenzen der Aufklärung erblickt, zumindest der konventio-

4 *Jesaias*, alttestamentarischer Prophet, bekannter unter dem Namen: Jesaja; mit dessen vierzigstem Kapitel beginnt in der Bibel das »Trostbuch von der Erlösung Israels«.

nellen, die lediglich versucht, dem Unverstand durch Verstand beizukommen. Gegen die hartnäckigsten Vorurteile helfen in seiner Welt eher psychologische Kniffe als logische Argumente, eher das schlaue inszenierte Psychodrama als die Belehrung oder die Standpauke, eben so wie in *Glimpf geht über Schimpf*.

Weltverkenning, Unbegreifen und Verwechslung sind Fehlleistungen, die bei Hebels Figuren oder auch bei seinem Publikum auffallend oft zu höheren Einsichten führen. Die Verwechslung ist die erkenntnisträchtigste von ihnen. Mitunter gewinnt man den Eindruck, Hebel lege es regelrecht auf eine Kunst des Verwechselns an, wiederum im Dienst eines erweiterten Aufklärungsbegriffs, dessen Leitsatz lautet: »Oft sieht die Wahrheit wie eine Lüge aus.«

Darum gibt es keinen Königsweg, weder der Induktion noch der Deduktion. Der Weg der Erhellung führt nicht selten über dunkle und holprige Bahnen, zumal die Leserschaft des Hausfreunds überwiegend aus ungebildeten Leuten bestand. Ungebildet bedeutet aber auch *unverbildet*, und Hebel wollte in allen, die ihn lasen, um keinen Preis jene emotionale Intelligenz ersticken – eine Art Denken mit dem Herzen –, auf die sämtliche Katheder-Gelehrten der Aufklärung glaubten verzichten zu können. Man erinnere sich etwa an die Kalendergeschichte vom »Kannitverstan«, in der ein dreifaches Verfehlen der *einfachen* Wahrheit zur Erkenntnis einer *höheren* Wahrheit führt. Und auch in der *Glimpf*-Geschichte werden Täuschung und Missverstehen optimal für eine humane Lösung ausgebeutet.

II

Wilhelm Hauff